

Fluchen Sie beim Autofahren?

Ich fahre gerne Auto, aber nicht sehr gut. „You are a threat to society behind the steering wheel, Philipp!“, hat mein texanischer Freund Derek kürzlich zu mir gesagt, nachdem ich versucht hatte, ihn zum Flughafen zu fahren. Nicht nur fluche ich beim Autofahren – ich rede auch mit mir selbst, esse, rauche und schneide mir die Fingernägel. Deshalb lässt mich mein Lebenspartner selten ans Steuer. Eine unserer typischen Autofahrerkonversationen geht etwa so: Richard ruft: „Achtung! Der alte Mann auf dem Zebrastreifen! Du solltest deine Brille aufsetzen, Philipp!“ „Mit der Brille fühle ich mich alt“, erwidere ich. „Du wirst dich vielleicht alt fühlen“, sagt Rich, „aber die Fussgänger werden leben!“ „Heee!“, brülle ich aus dem Fenster, „– geht das mit dem Krückstock auch ein bisschen schneller??“

Wenn ich's mir recht überlege, flucht aber eigentlich eher Richie, wenn ich fahre. Falls er sich nicht gerade mit der flachen Hand vor die Stirn schlägt oder so Hinweise gibt wie: „Genau, Philipp, genau! Du hast ganz Recht! Diese Strasse würde uns schneller nach Lausanne führen – wenn sie nach Lausanne führen würde!“ Oder: „Hier ist 100. Du fährst 80. Hier ist 100!“ „Ich weiss“, erwidere ich, „ich fahre immer 80. Das habe ich von meiner Mutter. Die fährt allerdings immer 60. Und das ist gar nicht mal so langsam. Du glaubst gar nicht, wie viele Speeding Tickets sie auf diese Weise bekommt. Sie ist in Flensburg als Raserin bekannt!“

„Also“, sagt Rich, indem er sich bemüht, seiner Stimme einen pädagogischen Klang zu geben, „ich finde, du fährst hier vielleicht ein kleines bisschen zu langsam, Kleines. Ich meine, ich verstehe, dass du nicht zu viele Sachen gleichzeitig machen kannst, aber wir sind vorhin mehrfach überholt worden. Erst von einem Toyota Starlet mit einem Sticker Ich bremsen auch für Tiere ... dann von einem Schulbus ... dann von einem Fertighaustransport.“

Rich hat Recht: Ich fahre vielleicht bisweilen ein kleines bisschen zu langsam, denn: Für mich ist Autofahren: TMI: too much information. Ich meine, ich muss auf Fussgänger achten, Radfahrer, Busse und so, Ampeln ... da kann es schon mal vorkommen, dass ich bei komplizierten Abbiegevorgängen das Radio ausmachen muss, weil ich mich konzentrieren muss. Es sei denn, ich fahre einfach durch. Es gibt keine Kreuzung, und sei sie noch so verwinkelt, wo ich nicht einfach durchfahren könnte. Doch dies ist Dickie irgendwie auch nicht recht. Aber das hängt alles mit diesem Information Overload zusammen. Von den Informationen, die vom Armaturenbrett ausgehen ganz zu schweigen.

„Wieso brennt dieses rote Licht da?“, fragt Rich.

„Welches?“, frage ich zurück. „Das da mit diesem Symbol drauf, was aussieht wie kleine Ameisen, die um einen Konferenztisch sitzen?“

„Nein“, macht Rich, „das andere. Rechts davon.“

„Ach das“, erwidere ich, „das macht nichts. Das brennt schon seit Monaten.“

Sie sehen: Eine Beziehung ist wie eine Autobahn in Kansas. Wenn man nicht ein paar Kurven einstreut, fällt man in Tiefschlaf.

Übrigens ist es ja nicht so, dass ich nicht auch hilfreich wäre, wenn Richie fährt. Zum Beispiel hupe ich manchmal für ihn. Rich ist für meinen Geschmack ein viel zu zurückhaltender Huper, der sich lieber endlos über andere Automobilisten aufregt als einmal kräftig befreiend auf die Hupe zu drücken. obzwar die Hupe genau dafür ja da ist. Also drücke ich dann einfach manchmal vom Beifahrersitz aus auf die Hupe. Wozu hat man schliesslich einen Lebenspartner? Jedoch goutiert Richie das irgendwie auch nicht. Dabei macht Franziska das für Oliver auch. Der schätzt es allerdings gleichfalls wenig. Franzi war es auch, die neulich diese phänomenale Idee hatte, dass man Autos mit einem Megaphon versehen sollte, über welches der Fahrer (und/oder Beifahrer) direkt mit anderen Verkehrsteilnehmern konversieren könnte. Dann könnte man am Zebrastreifen zum Beispiel rufen: „Nicht einschlafen da hinten!“

Ich finde, dass das eine grossartige Idee ist und eine Marktlücke bedienen würde. Eines Tages werden Franzi und ich das umsetzen. Zusammen mit den anderen beiden Marktlückenfüllideen, die wir schon hatten: Einen Yetifuss am Stock, um in Wintersportorten Scherzabdrücke in den Schnee zu machen (ähnlich wie diese Haifischflossen, die man sich auf den Rücken schnallen kann) und Proteindrinks, die nach Königsberger Kloppen oder Eisbein mit Sauerkraut schmecken, statt der ewigen Erdbeer- oder Vanille-Aromen.

Domestic Bliss

Irgendwann kommt der Zeitpunkt. Der Zeitpunkt, wo es sich teilt: Einige Leute tun sich zusammen, werden erwachsen, haben Kinder und Hypotheken und plötzlich heisst es: Uh, nein, wir gehen nicht mehr aus. Höchstens ins Kino. Wenn wir einen Babysitter kriegen. Aber kommt doch mal bei uns zum Essen vorbei ... Und andere – verbringen ein Leben in gehetzter Pseudojugendlichkeit als Stützen des Partymarathons, selbst wenn sie selbst irgendwann eine Stütze brauchen. Zu dieser letzteren Gruppe gehöre ich. Jedenfalls dachte ich das immer. Ich war quasi ein professioneller Partygänger, und ich gebrauche diese Formulierung nicht leichtfertig. Auszugehen war sozusagen mein Beruf, ich lebte von Zigaretten und Gin-Tonics (der klassischen Model-Diät), stand auf jeder Liste, kannte jeden Barman und einige sogar etwas genauer. Ich wusste, zu welcher Zeit man in welchem Club erscheint – und nicht selten war ich noch da, wenn das Neonlicht anging.

Aber irgendwann kommt der Zeitpunkt. Der Zeitpunkt, wo man zu jeder Party was sagen kann, wo man nicht nur von jedem Barman, sondern auch von jeder Barfliege namentlich begrüsst wird, wo man den Taxifahrern keine Adressen mehr nennen muss. Wo man soviel Nikotin, Ephedrin und Restylane konsumiert hat, dass man wohl eines Tages in Seveso bestattet werden muss. Wo man die vorwurfsvollen Reden seines Personal Trainers auswendig kennt. Als ob der weniger Substanzen konsumieren würde! Und dann kommt er, der Moment, wo man abends in den Spiegel schaut, nachdem man das elfte T-Shirt für das bevorstehende Ausgehprogramm probiert hat, und sich bei dem Gedanken ertappt: „Eigentlich ... würde ich am liebsten zuhause bleiben.“

Zuhause – das war das Anathem für mich. Ich hatte meine Nachbarn nie gesehen und konnte mir nicht mal selbst einen Gin-Tonic machen. Aber wenn man ein bisschen darüber nachdenkt, ist der Gedanke gar nicht mal so abwegig. Wenn selbst so Leute wie Madonna oder Jerry Hall abends zuhause bleiben und stricken oder in der Badewanne sitzen, wenn selbst auf Janet Jacksons Sportplan nur noch Channel Hopping steht und auch Sylvester Stallone sich lieber mit einem Steak aufs Sofa legt als die Welt zu retten – dann können Sie das auch! Ja, alle bleiben jetzt zuhause (bloss Pete Doherty natürlich nicht – aber möchten Sie enden wie Pete Doherty?). Und der Dalai Lama ist höchstwahrscheinlich überhaupt noch nie ausgegangen, oder höchstens mal mit Richard Gere auf einen Decaf Latte zu Starbucks in Bel Air.

Mit „Zuhausebleiben“ meine ich allerdings nicht das aktive Konzept von Zuhausebleiben, wie es uns die millionenschweren Küchenfeen Nigella Lawson oder Martha Stewart vormachen – also jene Form, wo man die ganze Zeit eine Schürze trägt und gewagte Rezepte probiert und Gäste empfängt und zwischendurch noch schnell aus Tannenzapfen einen hübschen Untersetzer bastelt. Nein, ich meine die Variante, wo man vor dem Fernseher liegt, sich gruselt bei Ricarda M. und dazu nährstoffarme Kalorienbomben aus Polyethylenverpackungen vertilgt. Nach der bewährten Formel: take out – stay in – turn on. Dazu trägt man riesige T-Shirts mit Aufdrucken wie „Silicone Botox Collagen“ oder „Seal Fitness Training“ und ebenso riesige Trainingshosen (die wir zuhause, weil „Trainingshosen“ viel zu aktiv klingt, „Fat Pants“ nennen. Das richtige Paar

Fat Pants ist ein wichtiges Accessoire der gepflegten Verwahrlosung. Scheuen Sie sich nicht, XXL zu kaufen, und wählen Sie unbedingt atmungsaktives Material).

Diese Art des Zuhausebleibens ist nicht so einfach wie sie sich anhört. Natürlich kann sich jeder, sogar Martha Stewart, mit einer Tüte Chips aufs Sofa legen, aber damit das Verschanzen in den eigenen vier (oder mehr) Wänden zum vollen Erfolg wird, braucht man noch ein paar mehr Zutaten als eine riesige Hose. Zuerst brauchen Sie natürlich: Ein Zuhause. Das mag banal klingen, aber schauen Sie sich einmal um: Liegen Sie vielleicht deswegen nie gemütlich und chipssessend vor dem Fernseher, weil Ihre Mies-van-der-Rohe-Barcelona-Liege vielleicht solche Aktivitäten wie „Chips essen“ gar nicht zulässt, geschweige denn „Liegen“? Oder weil Sie am Ende zu diesen Verrückten gehören, die überhaupt keinen Fernseher besitzen?

Nun, einen Grossbildfernseher haben Sie sich schnell angeschafft. Sowie die dazugehörige DVD-Sammlung, denn man kann sich ja nicht entspannend, wenn man auf das deutschsprachige Fernsehprogramm angewiesen ist. Statt der peinlichen deutschen Abklatsch-Versionen bestellen Sie sich die Originale grossartiger Comedy-Serien bei Amazon: „The Office“ statt „Stromberg“; „Curb Your Enthusiasm“ statt „Pastewka“, und dazu zum Beispiel noch die fabelhaften BBC-Produktionen „Little Britain“ und „Extras“ sowie aus Los Angeles „The Larry Saunders Show“ und „Fat Actress“.

Viel schwieriger als diese äusserlichen Vorkehrungen jedoch ist die innerliche Anpassung. Wir alle sind es ja gewohnt, irre busy zu sein, und sei es mit irgendwelchem Irrsinn, und wir alle sind ja durch die hochmobile, post-protestantische Nonstop-Gesellschaft, in der wir leben, darauf gedrillt, dass es richtig ist, immer busy zu sein, und sei es mit irgendwelchem Irrsinn. Selbst wenn wir entspannen wollen, sind wir busy, meistens mit importierten Wellness-Konzepten, weil immer alles ein Konzept haben muss. So dass wir die entspannende Konzeptlosigkeit erst mühsam lernen müssen, in einer Art Zwölf-Stufen-Programm.

Fangen Sie also mit einem mittelschweren Tag an. Versuchen Sie nicht gleich, am Freitag oder Samstag zuhause zu bleiben, und auch nicht am Dienstag, wo sowieso schon bisher jeder ausser Ihnen zuhause war, sondern nehmen Sie den Donnerstag. Zunächst werden Sie im Verlauf des Abends eventuell feststellen, dass sich eine gewisse Leere in Ihnen breitmacht; möglicherweise ertappen Sie sich dabei, wie Sie zigarettenrauchend am Fenster in die Nacht rausstarren und leise „Don't Cry For Me, Argentina“ oder „Anything You Can Do, I Can Do Better“ in den offenen Hals der Scotchflasche singen. Aber das ist nur eine Phase, das so genannte Hospitalismusstadium, das geht vorüber. Einige schwächere und ungeduldige Charaktere begehen jedoch den Fehler, nach irgendeiner Beschäftigung zu suchen, um jenes harmlose temporäre Deprivationssyndrom, zu dem auch ein schlechtes Gewissen gehört, auszuschalten. Zum Beispiel ich. Das ist dann das Stadium, wo man anfängt, Buchdeckel abzustauben oder die Fransen sämtlicher Teppiche in eine Richtung zu bürsten. Oder auch, sich mit Dingen zu beschäftigen, von denen uns irgendwelche Lebensstilberater im Fernsehen immer einreden wollen, dass sie wahnsinnig entspannend seien. Vorsicht! Viele Sachen, die als entspannend gelten, sind es gar nicht, oder höchstens für Martha Stewart, zum Beispiel: Gartenarbeit, Teig unterheben, Fotos sortieren, Möbel umräumen.

Doch diese Phase können Sie, wie gesagt, mit etwas Glück überspringen – und jedenfalls sollten Sie sie beenden, wenn Sie mehr als 15 Reinigungsmittel, zwei Staubsauger mit Aufsätzen und genug Gummihandschuhe für das gesamte Personal der Charité bei sich zuhause haben. Oder wenn Sie feststellen, dass Sie in den letzten vier Wochen mehr als sieben Behältnisse gebastelt haben, um die Bleistifte neben dem Telefon aufzubewahren. Dann kommt die Phase, in der Sie merken, dass Sie Ihre Zuhause-Zeit abwechselnd gut (zum Beispiel Heine lesend), schlecht (zum Beispiel egozentrische Lyrik verfassend) oder nachgerade

grässlich (zum Beispiel endlos im Internet umherirrend) verbringen. Sie kommen also langsam mit sich selbst zurecht. Aber um sich zu Hause zu verschanzen, ist das nur die notwendige Bedingung, denn was Sie ausserdem noch brauchen, ist: die Verschanzung. Logischerweise will man dabei also gerade nicht Gäste empfangen oder andere Leute um sich haben, höchstens einen Lebenspartner, ebenfalls in Fat Pants. Es gibt Lebenspartner, mit denen man sich verschanzen kann, und solche, mit denen man das eher nicht kann, weil sie zum Beispiel Mountain Climbing zum Hobby haben. Das ist noch kein Hinweis auf die Qualität einer Beziehung, solange man sich einfach gegenseitig respektiert.

Wenn Sie sich zusammen mit ihrem Lebenspartner isolieren, können Sie sich gegenseitig darin unterstützen, andere Leute abzuwimmeln. Unsere nimmermüde Informationsgesellschaft hat neben dem schlechten Gewissen noch eine Vielzahl anderer Vorkehrungen entwickelt, um ihre erholungsbedürftigen Mitglieder bei jeder einzelnen Episode von „Seinfeld“ zu stören: Mobiltelefone, SMS, E-Mail – ignorieren Sie alles. Lassen Sie sich verleugnen oder schreiben Sie abwimmelnde Lügen zurück. Eine grosse Hilfe bei der Abschottung ist natürlich der Telefonbeantworter, der einem das Screening von Störversuchen erleichtert, und selbst wenn Sie in dieser Disziplin bisher nicht so routiniert waren, Sie werden sehen, auch das Screening ist eine reine Übungsfrage: Nach ein paar erfolgreichen Junk-Food-Tagen auf dem Sofa kann Ihre Erbtante Kriemhild direkt vom Notar aus anrufen, und Sie gehen nicht mehr ran. Ansonsten gilt die bewährte alte Regel: Je besser die Bekanntschaft, desto näher können Sie der Wahrheit kommen. Gute Freunde werden nichts einzuwenden haben, wenn Sie dann und wann einen Antisocial Day deklarieren, an dem Sie sich nicht aus dem Haus bewegen. Und bei formelleren Verpflichtungen und Bekanntschaften tischen Sie einfach eine der üblichen Ausreden auf, von „Leider muss ich das Bett hüten. Ich habe mir den Rücken gezerrt, als ich meinen Verlobten über einen Bach trug.“ bis „Ich würde gerne, wenn ich wollte, aber ich kann nicht. Ich muss heute meine Karteikarten mit Rezepten neu sortieren.“ Das sollte Störenfriede abhalten. Unangemeldete Besuche sind ja gottseidank in Mitteleuropa unüblich. Trotzdem: Scheuen Sie sich auch nicht, zum Schutz Ihres Rückzugsraums den ganzen Tag über die Jalousien geschlossen zu halten.

Und irgendwann kommt der Zeitpunkt. Der Zeitpunkt, an dem Sie seelenruhig zuhause bleiben. Zuhause – das ist da, wo Sie regieren und das Tempo angeben und Quality Time in famoser Gesellschaft verbringen, nämlich mit sich selbst. Das ist besser als der ganze Wellness-Schmellness-Kram! Herzlichen Glückwunsch! Und eine kleine Warnung: Vergessen Sie nicht, dass da draussen eine Welt existiert. Mit anderen Worten: Sobald Sie erwägen, sich noch ein paar Katzen mehr anzuschaffen und die Mikrowelle neben den Fernseher zu stellen, sind Sie hochwahrscheinlich schon wieder dabei, zu übertreiben, diesmal in die andere Richtung. Auch hier hilft eventuell ein Lebenspartner, das lebende Korrektiv. Zu meinem sagte ich neulich, als wir mit Fruchtgummitüten auf dem Bauch vor dem Fernseher lagen: „Keine Sorge, Richie, auch wenn meine Karriere völlig abhebt, werde ich dich nicht gegen irgendeinen Vorzeigehomo eintauschen. Es sei denn, du lässt dich zu sehr gehen.“ „Apropos Gehen“, erwiderte Rich, „kannst du mir mal helfen, aufzustehen? Meine Fat Pants hängen mal wieder am Sofa fest.“

So schön haben wir's zusammen zuhause, mein Lebenspartner und ich. Das ist als ob wir verheiratet wären. Nur ohne die Steuervorteile. Wir fragen uns gegenseitig, wenn wir was im Fernsehen akustisch nicht verstanden haben, und natürlich unterhalten wir uns auch, und zwar darüber, unter welchen kleineren Gebrechen wir heute wieder leiden und wie die Verdauung im Moment funktioniert. Vielleicht ist das auch eher wie Betreutes Wohnen. Jedenfalls ein sanfter Übergang in den Ruhestand, auf den ich mich schon freue.

Papier bleibt geduldig

Für abgebrühte Veteranen und hoffnungsvolle Anfänger – zehn goldene Regeln für das Überleben im Literaturgeschäft

1. Für den Einstieg brauchen Sie: einen Agenten, eine Homepage und ein Foto. Wenn Sie weiblich, hässlich, ostdeutsch und unter 35 sind, haben Sie die besten Chancen und können jedes Bild benutzen.
2. Aber auch in allen anderen Fällen ist der richtige Gesichtsausdruck nicht schwer: Stellen Sie sich vor ein Bücherregal und üben Sie den verzweifelten Blick eines schwangeren Teenagers. Die Marketingstrategen werden jubeln.
3. Sie brauchen ausserdem noch so was wie ein Manuskript. Rohfassung reicht. Sie sollten günstigerweise auf Nebensätze verzichten und deutliche Bezüge zu Terrorismus, Rechtsradikalismus und dem Dritten Reich einbauen. Und vergessen Sie nicht: Abschreiben ist eine Kunst.
4. Alle Beziehungen dienen der Transaktion. Ihr Umgang mit anderen Menschen ist ein Tauschhandel mit Interessen. Selbst im Zeitalter der elektronischen Kommunikation lautet die häufigste Abwimmelphrase im Kulturbetrieb immer noch: „Ich rufe Sie an.“ Antworten Sie darauf mit: „Ich Sie auch.“
5. Information ist eine Währung. Egal, wie irrelevant die Neuigkeiten sind, die Ihnen Fachleute auf Buchmessen oder Premieren zukommen lassen, antworten Sie immer mit: „Oh ja, das habe ich schon gehört.“ Wenn es um Personen geht, lautet die Standardantwort: „Natürlich kenne ich Dings. Und zwar über Bums.“
6. Im direkten Umgang gilt die Hollywood-Regel: Niemand sagt irgendjemandem die Wahrheit. Alle Bücher sind grossartig, alle Lesungen meisterhaft, jeder ist ein Pulitzer-Kandidat, und niemand, wirklich niemand hat ein Alkoholproblem.
7. Aktivität ersetzt Leistung. Ihr 17. Fernsehauftritt und Ihre 89. Podiumsdiskussion heben zwar nicht die literarische Qualität Ihrer Bücher, aber deren Verkauf.
8. Reden Sie sich raus. Wenn Politiker es schaffen, sich bei Blow Jobs und Massenvernichtungswaffen rauszureden, werden Sie es wohl noch hinkriegen, die üblichen Kulturbetriebsausflüchte aufzutischen. Zum Beispiel: „Bitte entschuldigen Sie, dass mir der Titel Ihres Sachbuchs / Dokumentarfilms gerade nichts sagt, aber ich habe gestern neun mal die Datumsgrenze durchflogen und bin noch ein wenig durcheinander.“ Oder: „Verzeihen Sie, dass ich Ihre Vernissage vorzeitig verlassen musste, aber meine Prostata war entzündet und brannte wie 'ne Fackel“ (für Herren) / „ich erhole mich gerade von einer Kiefer-Korrektur.“ (für Damen)
9. Lernen Sie die Sprache: Verlagspraktikanten heissen Persönliche Assistenten; vage Vorhaben heissen Projekte; Tage und Wochen, die Sie Salzstangen essend vor dem Fernseher verbringen und auf das Klingeln des Telefons warten, heissen kreative Pause; geistloses Name Dropping heisst Popliteratur und die Vermarktung von altklugen Kunstgewerbeschmuckträgerinnen als literarische Nachwuchshoffnung nennt man

Branding. Altkluge Kunstgewerbeschmuckträgerinnen über 35 hingegen heissen Agentinnen.

Und schliesslich:

10. Erfolg und Einfluss haben ein Verfallsdatum. Verbrüdernd Sie sich mit niemandem. Wer heute Cheflektor oder Feuilletonleiterin ist, kann morgen in der Werbeagentur enden. Oder als Ghostwriter für Iris Berben.

Alle Rechte vorbehalten Copyright (c) 2006 Kein & Aber Verlag AG